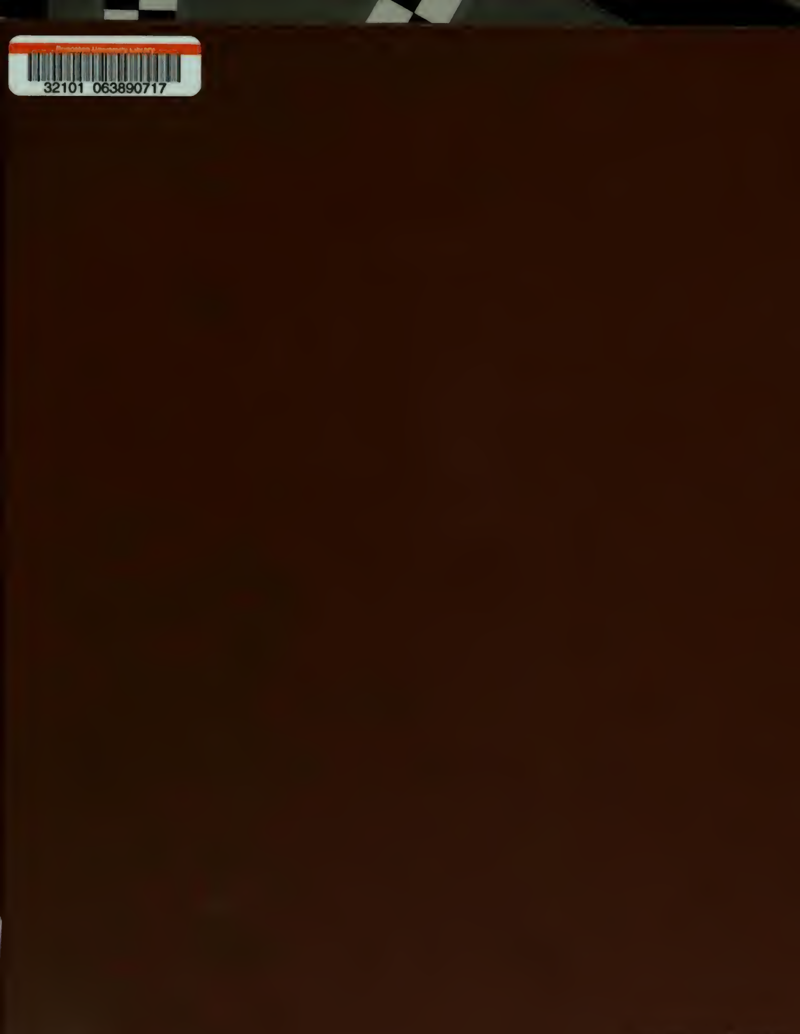
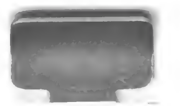



Library of
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.



Im

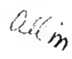
Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 1

Ein Brief Wielands an seinen Verleger Salomon Gessner.



▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.



Im Spiegel der Handschrift

(Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang)

1908

Aus eigenem Besitze herausgegeben

von

Carl Fr. Schulz-Euler



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag

Frankfurt am Main

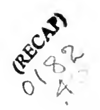
1908–9.

Diese Veröffentlichung wurde in 200 numerierten Exemplaren für Subskribenten hergestellt. Dies Exemplar trägt die Nummer 34.

Beim Abschluß dieses zweiten Jahrgangs möchte ich nicht versäumen einigen Persönlichkeiten zu danken: In erster Linie dem hochverehrten Freunde, dem Dichter Detlev von Liliencron für die gütige Erlaubnis der Wiedergabe der Hartleben- und Wolf-Briefe, sowie für mancherlei Anregungen, und der verdienstvollen Goethe-Forscherin Frau E. Mentzel für die Hinweise bei der Feststellung der Goethe-Zeichnung, dem kleinen Kreise der Mitarbeiter, den Herrn Kritikern von der Presse, die den Zweck und Wert dieser Blätter gewürdigt haben. Groß ist auch meine Freude darüber, daß meine Veröffentlichungen ein gewisses Interesse wachgerufen haben und die kleine Gemeinde mit gleichbleibendem Interesse den wechselnden Bildern folgte. Freilich, ich darf nicht verheimlichen, daß es nur bei Erhaltung und Zunahme desselben möglich sein wird, diese kostspieligen, lediglich wissenschaftlichen und schöngeistigen Zwecken dienenden Publikationen fortzuführen. Ich habe den Abschluß dieses Jahrganges aus dem Grunde beschleunigt, um den Freunden Gelegenheit zu geben, in ihren Kreisen in meinem sowie in ihrem Interesse neue Freunde zu gewinnen. Denn je größer der Kreis ist, desto mehr kann geboten werden. Das Material ist ja unerschöpflich und der Reichtum an verborgenen Schätzen ist groß und kostbar: Blättern wir in Goethes, Schillers, Hebbels oder Mörikes Briefen, oder in irgend einer derartigen Veröffentlichung der letzten Jahre — ein neues Licht strahlt von den Persönlichkeiten aus: Die schlichte Menschlichkeit, die ungeschraubte Natürlichkeit, kurz, die Persönlichkeit eines großen Menschen offenbart sich nirgends so unkompliziert, als in den Briefen, und sie bieten uns, und das ist äußerst wertvoll, einen unübertroffenen Kommentar zu den Werken. Und die Handschrift selbst, die wir vor uns sehen spricht eine beredte Sprache für den Geist der Persönlichkeit.

Frankfurt a. M., Goethes Geburtstag 1908.

Der Herausgeber.



Inhalt

Wertester Freund.

In kurzem werd ich die Ehre haben Ihnen eine starke Partie von meinem Agathon, sub rosa, zu communiciren, indem ich sehr begierig bin was Sie von diesem griechischen Roman sagen werden: Er wird 6. Theile stark. Beykommendes belieben Sie dem Herrn Attorney zu eröffnen und mir den Entschluß gelegenheitlich zu berichten oder berichten zu lassen.

Ich habe als ich vor mehr als einem Jahr mich zur Übersetzung des Shakespear entschloß zwar eine ziemliche Vorstellung von der Schwierigkeit gehabt, aber in der That mir nicht den zehnten Theil der Mühe vorgestellt, die ich nunmehr erfahre. Ich glaube nicht daß irgend eine Art von gelehrter Arbeit der Galeerensklaven-Arbeit ähnlicher sey als diese, und obgleich das Vergnügen womit sie von Zeit zu Zeit begleitet ist, die Mühe versüßt, so ist doch eine richtig daß ich eine Menge Zeit mit diesem Autor verschwende, die ich nützlicher anwenden könnte. Ich stelle Ihnen, meine Herren und Freunde also zu bedenken anheim ob die Billigkeit nicht eine Veränderung in unserm gemachten Contract erfordere; und ob nicht folgender Vorschlag unser beyder Interesse am besten mit einander conciliere. Die meisten folgenden Stücke sind theils so groß, theils noch größer als König Lear; dieß würde also einen zu starken Theil machen. Meine Meynung ist also, Sie sollen allezeit nur 2 Stücke zu einem Theil nehmen, und denjenigen Liebhabern, welche die Bände gerne stärker, überlassen, 2 Theile zusammen zu binden. Damit aber auch

an Herrn Sal. Geßner.

No. 3

für mich gesorgt würde, so solle es 1) bey dem Accord der 10 Louisd'or auf ein Stük (für jeden Theil) sein Verbleiben haben, und 2) die Bezahlung des Zweyten Theils, zugleich mit dem Rest wegen meines Sent. Werks, auf künftige Martini erfolgen. Ich muß nur noch hinzusezen daß da ich zumal in den Umständen worinn ich mich befinde, auf die ehemahligen Bedingungen, diese Arbeit nicht fortsezen kan noch wolle, mein Vorschlag mich so beschaffen dünkt daß nichts dagegen einzuwenden ist, zumal da Sie wegen eines starken Abganges des Shakespeare ohne Zweifel sicher seyn können. Gefällt ihnen aber allenfalls nicht mir dieses zuzugestehen, so weiß ich jemand der die beyden ersten Theile mit Freuden von ihnen ablösen und den Verlag übernehmen wird.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund und versichern Sie ... vollkommenste u. zärtlichste Hochachtung Ihres

ergebensten

B. 24. Junij 1762.

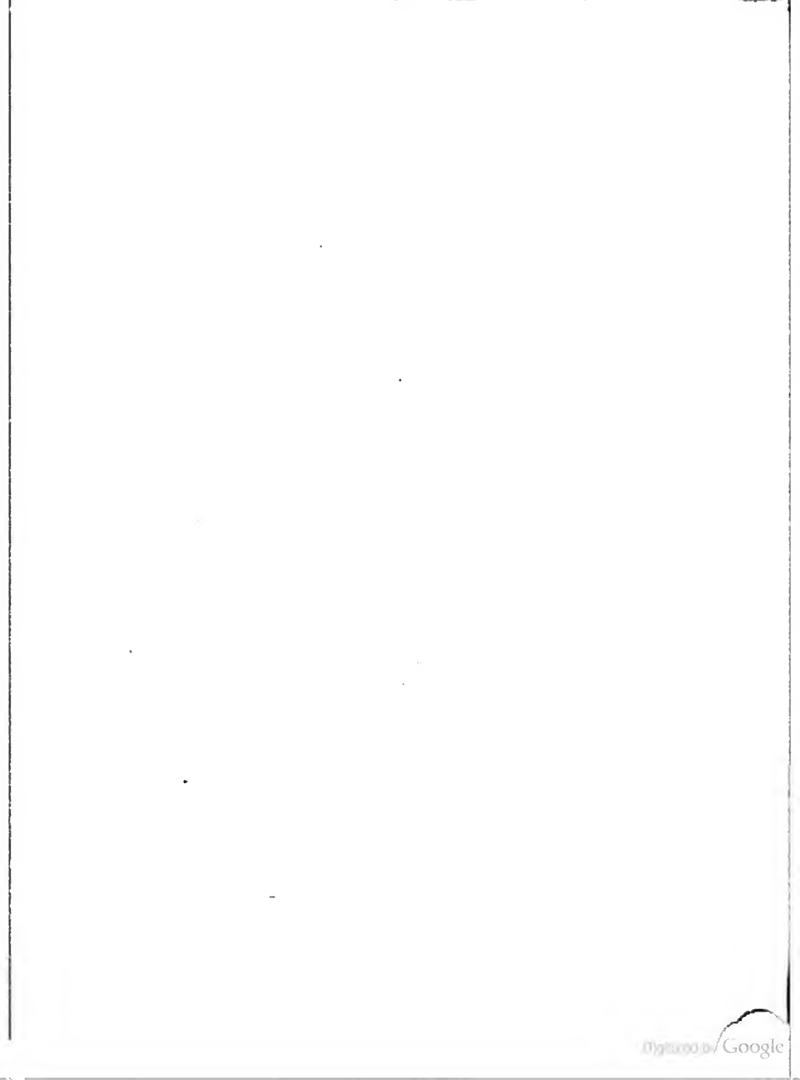
Wieland.

Die ganz übrigen Aufzüge von Measure for Measure, werden binnen 14 Tage ganz zuverlässig nachfolgen.

CHRISTOPH MARTIN WIELAND

wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren. Bereits im zwölften Lebensjahre versuchte er sich in lateinischen und deutschen Versen. Achtzehnjährig bezog er die Universität Tübingen um die Jurisprudenz zu studieren, beschäftigte sich aber mehr mit Philosophie und Literatur. Schon ein Jahr später begannen seine unsteten Wanderungen. In Zürich lebte er einige Zeit im Hause des Dichters Bodmer, in Winterthur und Bern hielt er sich auf und kehrte dann für ein Jahr in seine Heimat zurück. Mit 26 Jahren zog er als Professor der Philosophie nach Erfurt, drei Jahre nachher berief ihn die Herzogin von Weimar, Amalie nach ihrer Residenz, wo er als Hofrat die Erziehung der Prinzen übernahm. — Sein dichterisches Schaffen, anfangs in strengreligiöser, Klopstockischer Richtung, nahm späterhin einen heiteren und damit auch freieren Charakter an, indem er die französischen und griechischen Schriftwerke auf sich einwirken liess. Von seinen Werken, die uns heute wegen ihrer Breite nur noch stückweise ungetrübten Genuss bereiten, beschränke ich mich mit der Aufzählung auf die hervorragendsten: Die in dem vorliegenden Briefe an seinen Verleger, Salomon Gessner in Zürich (Vater des berühmten Idyllendichters und ebenfalls eine Zeitlang Buchhändler) erwähnte „Geschichte des Agathons“ (Frankfurt 1766—7) als das beste seiner Prosawerke, und das grosse romantische Heldengedicht „Oberon“ (1780). Was im Zusammenhang mit dem Briefe mehr interessiert, sind die Shakespeare-Übersetzungen. 28 Schauspiele des grossen Briten vollendete er. Über diese Übersetzung giebt uns Goethe in seiner „Zu brüderlichem Andenken Wielands“ betitelten, am 18. Februar 1813 — Wieland war am 20. Januar desselben Jahres verschieden — in der Loge vor versammeltem Hof und den Mitgliedern der Loge „Amalia“ gehaltenen Rede ein einzigartiges Urteil, indem er wörtlich sagte: „Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, liess beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer anderen, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte. Diese Übersetzung, so eine grosse Wirkung sie in Deutschland hervorbrachte, schien auf Wieland selbst wenig Einfluss gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt . . . . . Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, dass nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen lässt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstössig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, dass seine Einsicht uns mitgeteilt werde, auf dass wir auch den Genuss mit ihm teilen.“

Und schliesslich, um das Bild der dichterischen Persönlichkeit Wielands abzurunden, wer hat klärer und schlichter sein Urteil zusammengefasst, als sein grösserer Zeitgenosse, Goethe, wenn er in derselben Rede sagt: „Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zumute sei, und so schrieb er auch urteilend und urteilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.“



Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 2

Ein Brief Fr. Ad. von Schacks über seine Gallerie.



Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.



Geehrter Herr Marschall!

Da Sie häufig das Verlangen an mich gerichtet sind, einige Bilder aus meiner Gallerie zum Zwecke öffentlicher Ausstellungen herzugeben, habe ich den Grundsatz festgestellt niemals, auch selbst [illegible] [illegible] Ausnahmen allgemein zu [illegible]. Ich glaube, Sie können mir hierin nicht Unrecht geben. Meine Gallerie wird von Jahr zu Jahr mehr besucht und ich muss daher darauf bedacht sein, alle ihre Schätze stets beisammen zu haben, um sie in ihrem vollen Glanze präsentiren zu können.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

München

den 21 Juli 1871

Schack.

ADOLF FRIEDRICH VON SCHACK

wurde am 2. August 1815 zu Brüsewitz in Schwerin geboren. Er studierte Jurisprudenz, europäische Literatur und orientalische Sprachen. Nachdem er ein Jahr lang beim Kammergericht in Berlin tätig gewesen, bereiste er die Mittelmeerländer und durchforschte die grossen Bibliotheken in Griechenland und Spanien. Zum Legationsrat seines Grossherzogs ernannt, besuchte er mit seinem Herrn Italien und hielt sich dann geraume Zeit in Konstantinopel auf. Beruf und besondere Neigungen stritten in Schack, und seine Liebhabereien gewannen schliesslich das Übergewicht. Nachdem er als Vertreter im Bundestage gewirkt, gab er die Diplomatenlaufbahn endgültig auf und lebte in Berlin ausschliesslich seinen Studien des Sanskrit, der arabischen und vor allem der persischen Sprache. Hand in Hand damit gingen die Forschungen über die Geschichte und Kultur der spanischen Araber, die er an Ort und Stelle vornahm. Im Jahre 1855 berief König Max den gelehrten und weitgereisten Mann nach München, wo er hinfort bis zu seinem am 14. April 1894 erfolgten Tode lebte. 1876 hatte Kaiser Wilhelm ihn in den erblichen Grafenstand erhoben. —

Das bedeutendste Moment in Schacks Leben liegt unstreitig in seiner Berufung an den kunst- und prachtliebenden bayrischen Hof. Der Eintritt in den Münchener Dichterkreis der Geibel, Heyse, Lingg, Bodenstedt hat auch Schack deutlich den Stempel aufgedrückt; der grössere Wert der Berufung ist mehr äusserlich. So grosse Geistesbildung Schack sein Eigen nennen konnte: in seinen Dichtungen ist er durchaus unoriginal; sie erwärmen den Normalmenschen gar selten, denn wie es nicht anders sein konnte: der Mann der von Bildung und extravagantem Wissen überfloss, fand seine Stoffe in den abgelegensten und nur von wenigen gekannten Gebieten; was kann es da Wunder nehmen, dass der Dichter Schack heute vergessen ist, zumal die Form dem Volkstümlichen gänzlich abgewandt, wissentlich abgewandt war, da ihm für das Volkslied jegliches Verständnis abging. An dieser Tatsache vermag auch nichts zu ändern, dass noch 1885 einer der Bahnbrecher der Moderne, Arno Holz, in seinem „Buch der Zeit" den Dichter Schack in dithyrambischen Tönen feierte. Der Name Schacks hat sich auf einem ganz anderen Gebiete der Kunst unsterblich gemacht: Wie noch niemals ein Privatmann bis dahin hat er Schätze verständnisvoll um sich gesammelt. Und seine Gemäldegallerie, die er testamentarisch dem deutschen Kaiser vermachte, ist ein Anziehungspunkt ersten Ranges in der süddeutschen Kunstzentrale geworden.

Im
Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 3

Zwei Briefe Emil Zolas über Germinal, L'Oeuvre und L'Assommoir.

▫▫▫▫▫▫▫

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:

34

Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.
1908.

Médan 16 avril 84

Cher monsieur et confrère,

Excusez-moi de ne pas vous avoir répondu plus tôt. Votre lettre est tombée dans mon installation à la campagne; et d'autre part, je suis très bousculé.

D'abord, mille fois merci pour votre article sur la *Joie de vivre*, qui m'a fait un bien grand plaisir. Vous dites d'excellentes choses, vous avez la conscience critique, que nous ne connaissons plus en France. Merci, et merci encore.

Quant à la traduction de mon prochain roman, elle serait très bien entre vos mains. Dites-moi les prix qu'on vous offre, nous les examinerons ensemble. Vous savez que la *Nouvelle Presse libre* m'avait payé

paraîtraient les quelques journaux
possibles de l'Autriche. Dites moi
franchement les sommes offertes,
si minimes qu'elles soient. Et nous
verrons alors ce qu'il y aura à faire.
Il est bien entendu que vous auriez
une copie du manuscrit à l'avance,
de façon à paraître en même temps
qu'à Paris.

Merci toujours, et bien cordialement
à vous

Emile Zola

Médan, par Villennes
(Seine et Oise)

très cher : dix mille francs. Il est vrai
que les audaces de Pot-Bouille ont produit
très mauvais effet, à tel point que
mes rapports avec le journal s'en
sont trouvés rompus. — Et, à ce
sujet, je crois pouvoir vous promettre
que mon prochain roman n'effarou-
chera pas les dames. Il traitera la
question sociale dont souffre toute
l'Europe et aura pour cadre
dramatique une grève dans une
mine de houille. Ce sera enfin une
étude populaire, un pendant à
l'Assommoir, mais sans les crudités
de ce dernier. — Je compte sur
un gros succès de curiosité

Donc, puisque vous voulez
bien avoir cette obligeance, tâ-
chez de savoir ce qu'on m'of

Médan 7 déc. 96.

Mon cher confrère.

Je viens de recevoir l'argent de Hambourg, mille marcks en dix billets de banque. Je ne sais encore exactement ce que cela produira en argent français, je vous dirai le chiffre, lorsque j'aurai passé chez le changeur. Nous additionnerons cette somme aux six cent quinze francs, quinze centimes, de M. Minden, que vous m'envoyez, et vous en retiendrez le quart sur l'argent que vous avez encore entre les mains. Ne m'envoyez donc plus rien, tant que je ne vous écrirai pas à ce sujet. — Je suis allé hier à Paris et j'ai touché votre première traite de 4269.70 Tout va très bien.

J'écris à mon éditeur pour qu'il vous adresse directement un nouvel exemplaire des épreuves de Germinal. Seulement, cet exemplaire ne sera pas corrigé, il faudra que vous reportiez dessus les corrections, à moins que vous ne le donniez tel quel à Perth, ce que je vous conseille de faire. Naturellement, on vous enverra ce second exemplaire complet, jusqu'au dernier placard, au fur et à mesure. — Je mets à la poste cinq nouveaux placards, les 15-19, et je vous en enverrai quatre autres prochainement. Seulement, je vous préviens qu'il y aura ensuite des retards. J'ai été très las, très souffrant cet automne, et j'ai peur de ne pouvoir livrer la fin de "Germinal" à l'imprimerie que vers le 15 janvier. Vous n'aurez donc pas les deux ou trois derniers placards avant le 25 janvier. Je vous préviens

ici aujourd'hui, pour que vous arrangiez votre travail en conséquence.

L'affaire de Suisse n'est pas à regretter. Nous aurions eu trop d'ennuis pendant toute la publication du roman. Je me doute bien de l'effarement de ces pudiques personnages qui ont mis la vertu dans l'horlogerie.

On m'a promis au *Gil Blas* de publier votre note, mais plus tard. Ils ont peur que votre traduction ne leur enlève des lecteurs en Allemagne. J'ai vainement essayé de les détromper. Affaire de boutique. —

M. Revai a dû recevoir ses placards perdus.

Bien cordialement à vous

Émile Zola

EMIL ZOLA.

Es ist eigenartig und ist es auch nicht: Eine grosse Zahl von Dichtern und Schriftstellern ist aus dem Buchhändlerstande hervorgegangen. Finden wir es in den letztvergangenen Jahrhunderten schon des Öfteren z. B. bei Fr. Nicolai, dem Verfasser des „Sebaldus Nothanker", von dem künftig in diesen Heften auch die Rede sein wird, und bei dem in der Wieland-Lieferung erwähnten Gessner u. a. m., so erscheint dies in der neueren und neuesten Zeit noch weit häufiger. Hermann Hesse war ein stiller, seiner Muse und alten Büchern lebender Buchhändler, und ist jetzt einer der gelesensten Dichter. Auch das Ausland liefert uns manches Beispiel, und kein geringes in Emil Zola.

Geboren am 2. April 1840 zu Paris als Sohn eines tüchtigen Ingenieurs, der durch Unglücksfälle sein Vermögen und unerwartet früh sein Leben verloren hatte — musste Zola sich aus der Not und dem Elend der Strasse retten, indem er jahrelang als Gehilfe in einer Pariser Buchhandlung arbeitete. In dieser frühen Zeit schon entstanden seine ersten Werke, in denen er die bitteren Erfahrungen seines eigenen Lebens niederlegte. Hier sehen wir schon den ehrlichen, starken Kämpfer, als den er sich sein ganzes Leben gezeigt hat. „Rien que la vérité" lautete sein Wahlspruch. Und in seinen Werken lebt sie, wie er sie erlebt und mit Seelenkämpfen ertragen. Mit unerbittlicher Strenge suchte er die Psyche des Volkes zu ergründen und zog ihre furchtbaren Nachtseiten ans Licht. So lebendig er zu schildern verstand, sein Naturalismus stiess auf den stärksten Widerstand. Überall. Nur in Italien wurde man ihm gerecht. Die deutsche Kritik versuchte das Rätsel Zola ungelöst abzutun; da traten jedoch einige Persönlichkeiten, die freilich, wie Michael Georg Conrad, selbst schon die schlimmsten Erfahrungen hinter sich hatten, mit Wort und Tat für den grossen Naturalisten ein. Und eben unserem M. G. Conrad verdanken wir hauptsächlich die Erkenntnis des grossen Romanciers Zola. Als er sich in den Jahren 1879—1882 in Paris aufhielt, lernte er Zola endlich persönlich kennen; es war für ihn ein grosses Ereignis, denn ihm war der Schriftsteller Zola schon seit langem eine grosse Erkenntnis geworden. Und man möchte fast sagen, Zola und Conrad, die beiden urkräftigen Persönlichkeiten, hätten sich finden, ergänzen müssen. Unter der kleinen Schar deutscher Künstler befand sich auch der Adressat der hier veröffentlichten Briefe. Selbst ein — aus dem Buchhandel hervorgegangener Schriftsteller, war Ernst Ziegler der erste Übersetzer Zolas geworden und übertrug schon Anfangs der achtziger Jahre „Germinal" und „L'Oeuvre". Über diese hier weiter auszuholen erübrigt sich ebenso wie über den „Assommoir"; sind diese Werke doch heute ebenso Gemeingut der gebildeten Welt, wie der grosse Romancyklus der Rougon-Macquart. Auch beweisen die Briefe das im Vorhergehenden Gesagte zur Genüge.

Dass Zola für unsere jungdeutsche Literatur von grösster Bedeutung, ja ausschlaggebend für die Richtung der neuen Generation geworden ist, beweisen die Werke von Dichtern, wie Hermann Conradi, Gerhard Hauptmann zur Genüge. Wenn auch der krasse Naturalismus sich auf die Dauer nicht behaupten konnte und es noch etwas verlockenderes gab, das die Mehrzahl der Jungen suchte und fand und das sich im Wiedererstehen der Romantik kund gab, bleibt Zola doch eine Persönlichkeit, der an Kraft und Bodenständigkeit, an Schlichtheit und Grösse nur wenige die Hand reichen können, denn sein ganzes Denken und Tun war, der Wahrheit dienen bis zum letzten Athemzuge, und sein bekanntes „J'accuse" in der Dreyfuss-Affaire setzt seinem Schaffen die Krone auf. Kämpfte er doch für die Wahrheit gegen Lug und Trug im eignen Vaterlande, der ganzen Welt. . .

Im
Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 4

Ein Brief Otto Erich Hartlebens über die Gründung des Simplizissimus

mit einem Geleitwort von Fr. B. Sutter.

▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.



Berlin 26. November 1895.

Lieber Meister!

Schon wieder ein neues Blatt! Und schon wieder meine Bitte um thätige Mitarbeiterschaft, die an Sie ergeht. Ach und ich könnte so viel von Ihnen gebrauchen, lieber theurer Herr: Prosa und Verse. Denken Sie doch: ich soll allen Wochen 4 gute neue Gedichte bringen, mir wird schwül angst bei dem Gedanken. — Nicht wahr: Sie helfen mir doch? Mein Verleger ist voll jugendlichen Feuers und ferner mächtig (kein Jude) wenn je in Deutschland solch ein Blatt werden kann — dann muss es jetzt werden.

Die ersten Nummern des Simplicissimus werden in Auflagen einer halben Million verbreitet: in der ersten Nummer muss ein schönes Gedicht von Ihnen stehen!

Herzlichen Gruss

Ihr Otto Erich Hartleben

OTTO ERICH HARTLEBEN
UND DER SIMPLIZISSIMUS.

Allmählich beginnen nun auch die letzten Wogen zu verlaufen. Der gewaltige Sturm, den die jungdeutsche Bewegung — einer neuen Renaissance gleich — zu Beginn der achtziger Jahre entfachte, ist zu ruhigem Wehen geworden, und wo früher die Wellen eines wütenden Meeres rollten, ist heute grünes Land, auf dem tausend Triebe und Keime in der jungen Märzsonne der Vollendung entgegenreifen.

Otto Erich Hartleben war einer der Bannerträger des jüngsten Deutschland, aber auch einer der ersten, die den Flamberg aus der Hand legen und von uns gehen mussten. Seine literarische Bedeutung kann uns hier nur wenig interessieren; schon viel ist darüber geschrieben und gesprochen worden; vornehmlich in jenem trauervollen Jahr 1905, als Otto Erich drunten in Salò starb, haben tausend Hände die Feder eingetaucht, um gegen das übliche Zeilenhonorar von ihren angeblichen „Beziehungen" zu dem Dichter zu erzählen. — Worüber wir aber nicht hinweggehen können: Hartleben war nicht nur einer der sympathischsten, sondern auch der typische Vertreter jener literarischen Epoche. Keiner besass wie er jenen leidenschaftlichen Ernst, der stets nach neuen Meeren suchte und mit unverrückbarer Zuversicht an die Wiedergeburt einer deutschen Kunst glaubte; keinem war eine solche Begeisterungsfähigkeit eigen, die mit jubelnder Freude jedes neue Talent begrüsste als einen weiteren Baustein zum heiligen Haus der Zukunft, die tausend Pläne fasste und — tausend Unternehmungen scheitern sah. Das gerade war das tragikomische der Bewegung: Die masslose Gründungswut, die in zahllosen neuen Zeitschriften, Überbretteln und Kabarets, Vereinen, Gemeinschaften und modernen Mönchsorden zum Ausdruck kam und sich auch durch das kläglichste Fiasko, das stets auf dem Fusse folgte, nicht abschrecken liess. Wo aber drei oder vier zusammenkamen, um eine neue Zeitschrift, „die Zeitschrift" herauszugeben, da war Otto Erich fast immer dabei und an mancher Eintagsfliege scheiterten seine schönsten Hoffnungen. Einmal freilich ists ihm geglückt. Das war, als ein junger Münchener Verleger „famos mutig und voll jugendlichen Feuers" — auch heute verdient er noch dieses Lob! — Albert Langen, den „Simplizissimus" begründete. Wir wussten längst, dass Hartleben an dem Unternehmen beteiligt war, aus dem vorstehenden, bisher unveröffentlichten Brief des Dichters an Liliencron aber geht unzweifelhaft hervor, dass sein Verdienst ein ungleich grösseres war, als man bisher anzunehmen gewohnt war. Das ist ein neues Blatt für Otto Erichs unverwelklichen Ruhmeskranz. Er freilich ist tot, aber der Simplizissimus lebt. Denn noch nie war ein lebenskräftigeres Kind in die Welt gesetzt worden, als diese merkwürdige und seltsame Zeitschrift. Lebenskräftig war sie, weil sich ihre Herausgeber mit beiden Füssen auf den Boden realen Lebens stellten, weil sie erkannten, was uns not tut, weil sie Kunst und Dichtung in Beziehung setzten zu den politischen Zeitereignissen. So kam 1895 die Mahnung Wildenbruchs zu Ehren, die ein Jahrzehnt vorher nur von einigen wenigen, wie Holz, Henckell, Hauptmann und den Gebrüdern Hart gehört und verstanden worden war:

Unsres Volkes Herz verschmachtet,
Seine Seele schreit nach Brot;
Eines Volkes Seelenschmerzen
Heilt man nicht mit Spass und Scherzen,
Ernstes Wort erheischt die Zeit. —

So war die Gründung des „Simplizissimus" eine grosse Tat, und noch heute ist jede Nummer ein schönes Dokument wahrer deutscher Kultur. Und wenn wir tatsächlich auf dem Weg zu einer Art Neuromantik sind, kann das der Weiterentwicklung des „Simplizissimus" nur förderlich sein. Denn ist sie nicht romantisch jene Weltanschauung, welche im Staat „den neuen Götzen" sieht und ihre leidenschaftliche Liebe zum Vaterland dadurch betätigt, dass sie mit erbittertem Mut gegen alles zu Felde zieht, was sie als Missstand, Schwäche und Hemmnis im Fortschritt ansprechen zu müssen glaubt?

Friedrich Berthold Sutter.

Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 5

Zwei Briefe Hugo Wolfs an Detlev von Liliencron.

Mit Geleitworten von Detlev von Liliencron und Hanns Wolfgang Rath.

▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.

Hochgeehrter Herr!

Nach mancherlei Irrfahrten sind
mir vor einiger Zeit zwei Bücher
Ihrer Gedichte zu Händen gekom-
men. Sie selbst werden es am
besten zu beurtheilen wissen, mit
welch getheilten Gefühlen man
Gedichte eines verblichenen Autors
(Vergeben Sie meine Unbekannt-
schaft mit Ihren Werken) betrachtet.
Wie schnell war jedoch mein Miss-
trauen geschwunden, als ich in
den beiden Büchern zu blättern
begann. Es war mir sofort

klar Ausdruck, auszusprechen weiß,
nicht einmal einem wirklichen
Dichter begegnet zu sein.
Da mich die Ihrem Briefe bei-
gelegte Karte vermuthen läßt,
daß Sie von meinen Compo-
sitionen in sympathischer Weise
Notiz genommen, nehme ich auch
an, daß Sie mit Ihrer Zuwendung
zugleich den Wunsch verbinden,
Ihre Gedichte von mir componirt
zu wissen. So weit es mir gelun-
gen ist mit Ihrer Dichtungsweise
mich vertraut zu machen, fürchte
ich in ihr wenig Befruchtendes
u. Anregendes für meine Muse

zu finden. Um Ihnen jedoch einen
Beweis meines hohen Vertrauens in
Ihre dichterischen Fähigkeiten zu ge-
ben, erlaube ich mir die Frage an
Sie zu richten, ob Sie geneigt
wären eine Operndichtung für mich
zu schreiben. Dieselbe müßte jedoch
durchaus den Charakter des Komi-
schen tragen u. dennoch angelegt
sein einen vollen Theaterabend aus-
zufüllen. Wenn Sie einen Original-
stoff wissen, desto besser, wenn nicht,
würde ich Ihnen vorschlagen Shake-
speare's „Sturm“ in eine Opern-
dichtung umzuwandeln.
Ich bitte diesbezüglich mir Ihre
geneigten Mittheilungen zu machen

u. versichert zu sein, daß ich
zeichne in aufrichtigster Hoch-
achtung u. Ergebenheit

Hugo Wolf.

Unterach am Attersee, 9. Juni
890

Verehrtester Herr u. Freund!

Ihr neuestes Opus „der Haidegänger" wurde mir dieser Tage von Ihrem Verleger zugeschickt u. der Zufall wollte es, daß ich zuallererst gerade jenes Gedicht aufschlug, welches sich in der liebenswürdigsten Weise mit meiner Wenigkeit befaßt. Es ist an echter Liliencron, Wahrheit u. Dichtung mit leichter u. sicherer Hand darstellend, leicht geschürzt, breit u. toll u. unter der heiteren Maske doch eine tief ernste Physiognomie verbergend. Wir, meine Freunde u. ich sind ganz entzückt von dieser ebenso munteren als feinsinnigen Apostrophe u. bedanken uns dafür in corpore. Es ist nur zu bedauern,

Der erste Artikel von Isolde über meine Münchner [illegible] wurde ich abgedruckt in der Beilage der Münchener Allgemeinen vom 22. Jänner 1890. Daß Sie leider selbst kein Exemplar

daß auch diese neueste Sammlung Ihrer
Gedichte der musikalischen Unterstützung
so sehr entbehrt – wie gern hätte ich
mich doch thätlich gezeigt durch die Com-
position einer oder andern der Gedichte
Hätten Sie nicht Lust einmal etwas rein
lyrisches, liedartiges zu schreiben, um
mir Gelegenheit zu geben auch meiner-
seits etwas zu popularisiren Ihres
Namens beizutragen? Vielleicht über-
raschen Sie mich einmal mit einem poe-
tischen Blumenstrauße. –
Das Leben in München scheint Ihnen zu
behagen; nach Ihrer Äußerungen hätte ich
Sie längst schon in Holstein vermuthet.
Welcher weibliche Magnet hält Sie denn
in München fest?
Können Sie mit Freund Conrad viel
gerathen? Es hat mich ganz besonders
gefreut, daß Sie mir diesen Handfesten

Rechen zu Folie gaben, wodurch das physi-
sche Gleichgewicht einigermaßen hergestellt
wurde. Grüßen Sie Ihre Braut recht herzlich
von mir. —
Für Ihre herzliche Zusendung des Kauffmann'schen
Artikels schönsten Dank; ich habe ihn seiner
Zeit noch brühwarm gelesen. Wenn Sie
sich für Kauffmann interessieren, will ich
Ihnen einiges aus seinem Briefe, der mir
zugleich mit Ihrer Karte zugestellt wurde, mit-
teilen. So schrieb er mir, daß er kürzlich in Tübingen
einen Vortrag gehalten über die Entwickelung
der Musik der letzten Jahrhunderte u. dar-
gestellt am Kunstlied u. schloß mit dem
von mir komponierten „Kennst du das Land"
u. fügt hinzu: es war alles tief bewegt.
Und was soll man von Prometheus Ganymed
sagen? daß Sie damit Schubert weit übertroffen
ist doch das Wenigste. Beethoven wäre der
einzige gewesen, der diesen Titanenstolz hätte
musikalisch aussprechen können — er tat es nicht
gottlob, weil man nicht den T. Tod der guten
Dafür verlassen sollte will. Aus solchem Gold

ist Ihr Kometchen geschwänzelt. Wohl Ihnen!!"
Was Jeder, ich [illegible]
[illegible] auf diesem Planeten [illegible]!"
Ja wohl: Platz da Gesindel, Platz da!"
Wie steht's denn mit Ihrem Operntext?
Denken Sie noch daran?
Gegenwärtig schreibe ich eine Musik zu dem
Ibsen'schen Drama „das Fest auf Solhaug",
die ich im Auftrage des Direktors des Burg-
theaters schreibe. Freunde u. Liebhaber, denen
ich einiges daraus vorgespielt, sind ganz
verblüfft über das dramatische Leben,
das in dieser Musik herrschen soll u. ich selbst kann nicht läugnen, daß
diese Musik eine ganz ausgeprägte Theater-
physiognomie trägt. Freilich die Aufführung
dürfte eine schreckliche werden, da nur die unzu-
länglichsten Kräfte mir zur Verfügung stehen.
[illegible]
Und nun adieu! Angenehme Feiertage!
Und schreiben Sie mir einmal. Herzlichst
grüßt Sie Hugo Wolf
Ober-Döbling, 23. Dezemb. 890

HUGO WOLF. Der Herr Herausgeber der Zeitschrift „Im Spiegel der Handschrift", Herr Schulz-Euler, hat mich gebeten, ein kleines Geleit den beiden Briefen Hugo Wolfs an mich mitzugeben.

Hugo Wolf habe ich nur drei Tage, und zwar hintereinander in München gesehn und gesprochen. Er machte mir durchaus den Eindruck eines Genies. Während dieser drei Tage spielte er in einem Flügelgeschäft in der Maximilianstrasse Gura, Levi, Porges, M. G. Conrad und mir, ich möchte sagen: fast ununterbrochen seine Lieder vor.

Der Eindruck, der mir von Hugo Wolf geblieben ist, wird mir bis zum Tode nicht verloren gehn. Körperliches und geistiges Leiden waren in seinen feinen Zügen eindringlich zu lesen. Er hat zu den Künstlern gehört, denen der Lorbeer erst aufs Grab gesenkt wurde.

Alt-Rahlstedt, 21. 4. 08.

Detlev v. Liliencron.

Liliencrons literarisches Verhältnis zu Hugo Wolf.

Es war im Jahre 1890, als Liliencron die zwei Bände seiner damals erschienenen Gedichte an Wolf sandte, im selben Jahre suchte der Wiener Tonlyriker den Dichter in München auf und stellte als erstes Wort die Frage an ihn: „Was heisst das Wort „Rotspohn" in Ihrem Gedichte „auf einem Hünengrabe"?" Und an demselben Tage wars, dass Wolf den Gura, Levi, M. G. Conrad, Porges und Liliencron in der Klavierhandlung von Alfred Schmied in der Maximilianstrasse seine Lieder sang und die Hörer bannte, dass Liliencron sein Gedicht „An Hugo Wolf" schrieb, das prophetisch all seine Begeisterung über die neue Kunst hinausschmetterte in den Versen:

„Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein junger Germanenkönig kommt,
Ein König der neuen Kunst!"

So nahe dem nordischen Dichter die Kunst dieses jungen „Germanenkönigs" lag, so fern lag dem Südländer die Kunst seines enthusiasmierten Freundes. War es ein Widerwillen gegen das spezifisch norddeutsche Element, das vorzugsweise sich im ernsten Ductus bewegte, und ähnlich auf Wolf wirkte, wie die Kunst Johannes Brahms, der dem Sohn des frohen Südens nicht heiter sein zu können schien; oder hat den Komponisten der schlichten, unkomplizierten Weisen Eduard Mörikes das Neuartige und Ungewohnte des Wortbildners Liliencron abgestossen? Unverständnisvoll hat er ihm nicht gegenübergestanden, giebt er doch in dem ersten Briefe seiner Freude darüber Ausdruck, endlich wieder einen echten Poeten angetroffen zu haben. Und wo Wolf den Dichter in seinen Briefen erwähnt, überall geschieht es mit herzlicher Verehrung für den Poeten und den Menschen. Und er hat an Liliencron festgehalten, und immer gehofft, von ihm einmal etwas zu finden, das seiner Muse gelegener sei, als die in den erschienenen Bänden enthaltenen Dichtungen. Aber auch der neue Band, „Der Haidegänger" regt den Komponisten nicht zur Vertonung auch nur eines einzigen Verses an, wie aus dem zweiten Briefe ersichtlich ist, und selbst dann noch hält er die Hoffnung aufrecht. Auch die Opernpläne, die beide zusammen geschmiedet hatten, fanden keine Verwirklichung. Liliencron konnte sich nicht dazu verstehen, aus bereits bestehenden Stoffen, wie „Amor und Psyche" von Apulejus, und Shakespeares „Sturm" Opernlibretti für Wolf umzuformen. Hugo Wolf andererseits konnte für ein eigenes Libretto des Dichters, „Pokahontas", einer

sich auf der Insel Jamaika abspielenden dramatischen Handlung, keine Tonart finden. So blieb denn die ganze Episode in dem Leben der beiden Grossen zu beiderseitigem Leide gänzlich ergebnislos. Wolfs südlich-heiteres Temperament ging parallel mit Liliencrons würdevollem, strengernstem-nordischem Charakter, ohne sich zu berühren. Und doch ist wohl anzunehmen, dass Hugo Wolf, dessen Blick sich so viel zu früh trübte, dessen Entwickelung die Natur in Vorahnung der kommenden Ereignisse seines Lebens stark beschleunigte, bei längerem und ruhevollerem Leben eine gute Ausbeute bei Liliencron gefunden hätte. Warum sollte ihm nicht auch gelingen, was Brahms gelang, was Rich. Strauss, Spaeter, Zilcher und vielen anderen glückte, Lieder, wie „Auf dem Kirchhof", „In der Dorfkirche" u. a., zu vertonen, da er doch auch manche Stunde heiligen Ernstes in den Liedern Michelangelos, Goethes, und schliesslich nicht auch Mörikes durchlebte? Bei seiner einzigartigen Genialität hätte er zweifellos auch für einige Lieder Liliencrons den richtigen Accord gefunden. —

Der Dichter hat nie die Hoffnung aufgegeben, in Wolf einen Interpreten seiner Muse zu sehen; er hat für den, besonders von der Brahmspartei stark angefeindeten Freund immer ehrlich gekämpft. Er liess sich nicht aus der Fassung bringen, selbst nicht, als Hans von Bülow in bitterem Sarkasmus, der aus der Abhängigkeit von Brahms entsprang, seinen Germanenkönig mit den Worten abtat: „Bei aller Anerkennung seiner reichen, zuweilen blühenden Phantasie befindet sich derselbe noch im Stadium recht vorhöfischen Dilettantismusses, was bei einem so federvorlauten Antibrahmsianer nicht Wunder nehmen kann". (Bülow an Liliencron 7. April 1892.)

Frankfurt a. M., 23. 4. 8. Hanns Wolfgang Rath.

Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 6

Ein Brief Christ. Friedr. Nicolais.

▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.
1908.



Berlin d. 13 Sept. [illegible]

[illegible]

CHRISTOPH FRIEDRICH NICOLAI.

Eine illustre Versammlung war es, die, ein zweites Tabakskollegium, als „Montagsgesellschaft" zu des alten Fritzen Zeit in Berlin zusammenkam. Keine Fürsten von Geburt, keine Hofgespräche, sondern Fürsten der Kunst und Wissenschaft, und Unterhaltungen über die Gebiete, worüber sie herrschten, die Sulzer, Ramler, Quantz der Musiker, Meil der Maler, Mendelssohn der Philosoph, Lessing und der eigenartige Nicolai.

Geboren am 18. März 1733 zu Berlin als Sohn eines selbständigen Buchhändlers besuchte er die Schulen in Berlin und Halle, um bereits mit 16 Jahren als Lehrling in Frankfurt a. O. dem Beruf des Vaters zu folgen. Das Wissen, das er sich auf den Schulen angeeignet, empfand er als sehr lückenhaft; mit rastlosem Eifer füllte er es aus. Die klassischen Schriftsteller regten ihn an, mit den bedeutendsten englischen Literaturträgern machte er sich vertraut. Daneben pflegte er andere Fächer: Mathematik, Geschichte, Philosophie, die seinen Geist in höchstem Maasse fesselten. 1752 kehrte er, nach Beendigung seiner Lehrzeit, nach der Heimat zurück und wurde mit einem Teil des väterlichen Geschäftes betraut.

Der stete Umgang mit Büchern aller Welt und aller Wissenschaften führte ihn zu eigenem Nachdenken, zu eigener Geistesarbeit und eigner Produktivität. Im Jahre 1756 gab er seine „Briefe über den jetzigen Zustand der Wissenschaften" an die Oeffentlichkeit, die in Anschauungen und Stil stark unter dem Einfluss des dem Verfasser persönlich bekannten Lessing standen. Darin polemisierte er in zuweilen recht verletzenden Ausdrücken gegen anerkannte Grössen, wie Klopstock, Bodmer, Wieland u. a. Freilich, was er in seiner Schrift prophezeien wollte: „wenn diese in 100 Jahren noch gelesen werden, so ist ein Fluch wider den guten Geschmack der Deutschen ausgesprochen", traf nicht ein!

Durch diese Veröffentlichung kam er mit Moses Mendelssohn in nähere Verbindung, und sie schlossen sich zur Gründung der Zeitschrift „Die Bibliothek der schönen Wissenschaften" zusammen. Diese Publikationen hatten gleich anfangs einen Preis für das beste Trauerspiel ausgeschrieben; auch Lessing hatte im Sinne, sich zu beteiligen; seine Emilia Galotti war im Entstehen, durch die Wechselfälle und Unruhen des inzwischen ausgebrochenen Krieges aber musste er die Vollendung zurückstellen; Cronegk erhielt den Preis für seine Tragödie „Codrus". Nur die vier ersten Bände erschienen in Berlin, die Fortsetzung leitete später Weisse in Leipzig. 1759 gründete er die neue Zeitschrift „Briefe, die neueste Literatur betreffend", die ein so ausserordentliches Aufsehen erregte, dass einige Jahre später — was bei Zeitschriften, besonders zu damaliger Zeit, unerhört war — eine neue Auflage erscheinen musste. Trotzdem Lessing nach Verlassen Berlins die Leitung niedergelegt hatte, und das Unternehmen grösstenteils wenig bleibenden Wert in sich trug, gehört diese Zeitschrift doch zum Bedeutendsten, was das kritische Zeitungswesen jemals in Deutschland hervorgebracht hat.

Durch die „Allgemeine deutsche Bibliothek" die 1765—91 in 106 Bänden erschien, wurde Nicolais Buchhandlung der geistige Mittelpunkt der preussischen Hauptstadt. Nachdem die Folge in Kiel als „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" erschienen war, redigierte und verlegte Nicolai von 1801 ab diese Ausgaben wiederum und schloss sie im Jahre 1805 ab.

Volkstümlicher wurde sein Name durch eine für die damalige Zeit mustergiltige Beschreibung von Berlin und Potsdam. Nach dem Tode des grossen Königs gab er 6 Bändchen „Anekdoten von Friedrich II" heraus, die noch heute ihren historischen Wert besitzen.

Von seinen Romanen, die kaum ein bemerkenswertes künstlerisches Gepräge aufweisen, ist uns nur noch einigermassen geniessbar der „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" betitelte, der 1773 mit Kupfern von Chodowiecki erschien. Im Jahre 1775 griff auch er in die Wertherzeit unserer Literatur ein, indem er Goethes „Werther" teils zu widerlegen, teils lächerlich zu machen versuchte durch seine Schrift: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werther des Mannes; voran und zuletzt ein Gespräch."

Die Grossen griff er mit Vorliebe an: Herder, Lavater, Kant, Fichte, nicht zuletzt Goethe und Schiller selbst. Diese aber haben ihn späterhin in ihren Xenien an den Pranger gestellt, woraufhin freilich Nicolai eine breite und platte Gegenschrift verfasste.

Aehnlich wie in unseren Zeiten der Graf Schack, stand Nicolai dem Volkslied verständnislos gegenüber, was er durch eine lächerliche Schrift offenbaren zu müssen glaubte:

„Feyner, kleyner Almanach vol schoenerr, echterr, liblicherr Volckslieder, gesungen von Gabriel Wunderlich, weyl. Benkelsengern zu Dessaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schulmeister zu Ritzmück an der Elbe 1777—78."

Im Jahre 1783 unternahm er eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, die er in 12 inhaltslosen Bänden beschrieb. Die Inhaltslosigkeit dieses Werkes geiselt die Xenie „Nicolai auf Reisen":

Schreiben wollt er und leer der Kopf, da besah er sich Deutschland,
Leer kam der Kopf zurück, aber das Buch war gefüllt.

Im folgenden Jahre wurde er Mitglied der Akademie in München, und 15 Jahre später erhielt er dieselbe Auszeichnung auch von der Berliner Akademie. Hochbetagt und auf einem Auge ganz erblindet, starb er am 8. Januar 1811.

Er besass den Ehrgeiz mehr zu scheinen, als er in Wirklichkeit war. Zu tieferer Lebenseinsicht brachte er es nie, im höchsten Falle zu einem nüchternen Verstehen, das ihn auch zu einem Hauptvertreter der Berliner Aufklärungspartei werden liess.

Seine literarische Bedeutung ist für uns keine positive mehr. Mehr als ein originaler Schriftsteller ist er der Typus eines eigenartigen Charakters und eines scharfen Profiles gewesen. Ein tüchtiger Geschäftsmann, ein schlechter Künstler, fasst sein „Verdienst" folgende Xenie in Worte:

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen
Fritz Nicolai, sehr viel hast du dabei doch verdient.

Der Verlag dieser Autographen-Publikationen gestattet sich darauf hinzuweisen, dass von dem **ersten,** nicht öffentlich erschienenen Jahrgange dieser Hefte nur noch ganz wenige vollständige Exemplare in Mappe zu **M. 10.**— vorhanden sind. Die verehrlichen Interessenten und Subskribenten des 2. Jahrganges werden daher gebeten, sich bald — eventl. zu späterer Lieferung — ein Exemplar reservieren zu lassen. Ein Neudruck kann unter keinen Umständen erfolgen. —

Der erste Jahrgang enthielt Briefe von Nietzsche, Max Klinger, Goethe, Leonh. Euler, W. Busch, Garibaldi, Ottilie von Goethe, Joachim, Mörike (an Hebbel), **Hebbel, sowie Zeichnungen von Klinger, Goethe, W. Busch, in 10 Heften. —**

Das im September auszugebende Heft 8 wird ein Goetheheft sein, und als Erinnerung an Goethe eine neuaufgefundene Zeichnung von der italienischen Reise, und zum Gedächtnis des am 13. September 1908 zum 100. Male wiederkehrenden Todestage der „Frau Rath“, einen Brief der Bettina bringen. Zwei Aufsätze begleiten die interessanten Veröffentlichungen.

Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 7

Zwei Briefe Adolfs von Menzel.

▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:

34.

Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.

Berlin d. 10 Octob:
1848.

Herrn C. B. Lorck Wohlg.

übersende hiebei die erste
Hälfte der Redaction des
Werkes welches ich nun
in Arbeit genommen.
Die übrigen Lieferungen
werden nächstdem folgen.
Die Probebogen erwarte
ich noch.
Sehr erwünscht würde mir
eine Zeichnung kommen etwa

14 Tagen erscheinen. Ich
bin von Ihrer mir sehr oft
bewiesenen Zuvorkommenheit
im Voraus überzeugt, daß
Sie die Erfüllung dieser
meiner Bitte ermöglichen
werden.

Hochachtungsvoll d.

Ihr
Menzel.

B. 6 Juni 66.

Hochverehrter Gönner und Freund!

Ich traf Sie heute nicht selbst an, so will ich Ihnen hiermit, der Sie mich neulich zu der vorzüglichen [illegible] zugeführt, als begleitende Erläuterung zu beifolgender Widmung (freundlich) eine Gedächtnisschrift [illegible], daß ich Ihnen dankbar bei meinem Scheiden Studenten meiner [illegible]

[illegible]

in Schloss ein Verständnis
vom G.d. Corps-Stab unrichtiger
erfragt. Erstellen Sie Jung
gegenwärtiger Bibliothek, und
gegebenen Abschied für plötzlich
erreichen und selben irgendwo
in Ihrem Wohnhäusern ein stilles
Plätzchen gönnen. Herzlichst
grüßend stets

der Ihrige

Menzel.

ADOLF VON MENZEL.

Wenn dem Künstler die Mahnung gilt, zu bilden und nicht zu reden, so mag diese Mahnung auch der sich gesagt sein lassen, der einen Künstler dem Publikum näher bringen will. Zumal in einem knappen Geleitwort, das hier gegeben werden soll, scheint vieles Reden fehl am Ort zu sein. Hier soll, in zwei Briefen, Adolf Menzel reden: aus dem Inhalt und aus der Form.

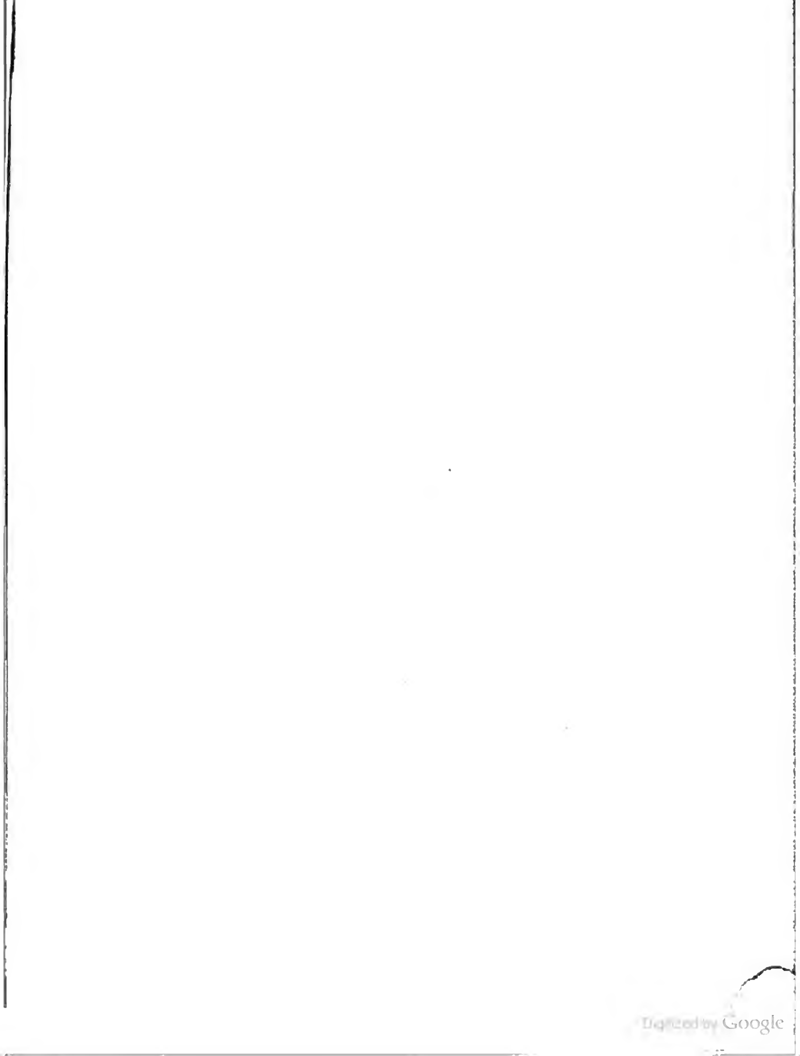
Was jener deutsche Künstlerrecke überhaupt zu sagen hatte, das hat er freilich nicht in Briefen oder überhaupt in Worten ausgesprochen: das hat er „gebildet". Davon hat am besten jene in ihrem grossen Reichtum überwältigende Ausstellung Kunde gegeben, die unmittelbar nach des Meisters Tod von der Berliner Nationalgalerie im Jahre 1905 veranstaltet worden ist (geboren war Menzel 90 Jahre früher, 1815, zu Breslau). Auf dieser Ausstellung fand sich was zu erreichen war vereinigt von des Künstlers Werken, Gemälde, Zeichnungen, Studien, Radierungen und graphische Blätter nach seinen Entwürfen. Und was sich da fand, das sprach eine beredte Sprache. Es zeugte von einem Menschen, der über tausend Weisen verfügte, die doch alle einen gemeinsamen Unterton hatten: den einer grossen Persönlichkeit. Es zeugte von einem Künstler, der über eine Vielseitigkeit verfügte wie kaum ein Zweiter, und der doch nie die eigene scharf ausgeprägte Art verlor. Es zeugte von einem Manne, der Geschlechter hatte kommen und gehen, der Weltanschauungen hatte auftauchen und versinken, der Malweisen hatte erscheinen und wieder verschwinden sehen, der an allem Neuen das Gute erkannt, aus jeder Erfahrung gelernt hatte — und der stets er selbst geblieben war, ohne sich zu verlieren, sich wandelnd nur in den Grenzen, die ihm gesteckt waren durch den innersten Kern seines Wesens. Er war Preusse, er war Berliner (schon im Jahre 1830 war er nach Berlin gekommen); er war es im besten Sinne des Wortes: knapp, scharf umrissen in allem was er schuf — wie in seinem Wesen.

Und hier liegen nun zwei Briefe von ihm vor. Auch in ihnen kein Wort zu viel. Auch sie ein Dokument seiner Persönlichkeit.

Aus dem Jahre 1848 stammt der eine. Mitten in dem wilden Durcheinander jenes Jahres hat Menzel nicht aufgehört zu schaffen, hat auch in diesem Jahr bald den Zeitereignissen selbst Stift und Pinsel geliehen, bald in die vergangene grösste Zeit preussischer Geschichte sich vertieft und in ihrer Darstellung sein bestes Selbst wiedergefunden, wie immer. Da schickt er denn am 10. Oktober die neuen Entwürfe an den Verleger. Und zugleich die Bitte um eine Zahlung. „Dem Schwan werden die Flügel beschnitten" hatte er einst in seinem Jugendwerk, dem Zyklus von „Künstlers Erdenwallen", unter die Darstellung der „Wirklichkeit" geschrieben. „Kunst, himmlisch Ding, irdisch Fundament" schrieb er später auf das Diplom, durch das die Akademie der Künste zu Berlin den Minister von Gossler zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Und unser Brief hier ist ein Exempel auf diese beiden so fein geprägten Worte, lässt einen Blick werfen in Künstlers Erdenwallen, das zum Himmel führt und doch des, ach, so irdischen Fundaments nicht entbehren kann.

Der zweite Brief stammt aus dem Jahre 1866. Wieder ein ereignisreiches Jahr, zumal für Preussen. Und wieder hat auch Menzels Kunst den Ereignissen gedient: er hat die Adresse künstlerisch ausgestattet, die der Magistrat dem König beim siegreichen Einzug in die Hauptstadt überreichen liess. Der Brief hier handelt gewiss von einem jener künstlerischen Studienblätter, deren Menzel so viele geschaffen hat, wenn er rastlos studierte, bis er alle Einzelheiten seines Vorwurfs — hier eine Stahlhaube — vollkommen beherrschte, sodass er sie lebendig wiedergeben konnte. Dank dieser seiner Art leben heute jene Gestalten der Geschichte, die er zu seinen Lieblingen erkoren, in der Nachwelt so fort, wie er sie geschaut und wie er ihr Bildnis geschaffen hat. Und so lebt heute Adolf Menzel fort vor allem als der grosse Verkünder der grossen Zeiten des alten Fritz.

So redet er heute lebendig zu uns aus allem, was er gebildet hat. H. H.



Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

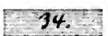
Lieferung 8

Eine neuaufgefundene Zeichnung Goethes von der italienischen Reise, und ein Brief der Bettina

(zum 100. Todestage der „Frau Rath")

13. Sept. 1908.

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.



Eine Zeichnung Goethes
von der italienischen Reise (1786—88)

(... Originalgröße)



EINE ZEICHNUNG GOETHES
VON DER ITALIENISCHEN REISE 1786-88.

Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als dein Brief aus Rom, — Jubeliren hätte vor Freuden mögen dass der Wunsch der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist — Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kentnüssen, mit dem reinen grossen Blick vor alles was gut, gross und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muss so eine Reisse auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein dich sondern alle die das Glück haben in deinem Wirckungs Kreiss zu Leben. Ewig werden mir die Worte der Seeligen Klettenbergern im Gedächtniss bleiben „Wenn dein Wolfgang nach Maintz reisset bringet Er mehr Kentnüsse mit, als andere die von Paris und London zurück kommen" — Aber sehen hätte ich dich mögen beym ersten Anblick der Peters Kirche! . . . .

Diese Worte des Mutterbriefes vom November 1786 nach Rom — erzählen sie uns nicht eine ganze lange Geschichte? Ein gutes Stück von des Dichters Leben? Goethe in Italien, Goethe in Rom! Ja, nun sah er alles das in Wirklichkeit, was die vom Vater mitgebrachten Stiche zeigten, die hinter Glas und Rahmen die Wände längs der Treppen in dem Hause „zu den drey Leyern" zierten. Nun zog seine ganze Jugend an ihm vorüber, die Jugend, die das Sehnen geboren, die grosse Sehnsucht, deren Erfüllung nun in goldner Reife vor ihm lag.

Aber nicht der Geheimrat von Goethe war es, der den italienischen Boden betrat, nein, nur der simple Johann Philipp Möller, Kaufmann aus Leipzig. Aber, wie Fürsten reisen — das Inkognito vermag doch nicht die Majestät der Persönlichkeit zu verwischen. Freilich, nur die Freunde in Rom: Hackert, Moritz, Tischbein und die anderen wussten um die Wahrheit; wer vermutete auch sonst Goethe in Italien? Hatte er doch niemanden seinen Weg, sein Ziel anvertraut, ausser ganz im Geheimen seinem Sekretär Seidel, und das aus guten Gründen: er wollte sein Glück geniessen, ohne von den kleinen Sorgen der Welt, die nun kaum für ihn bestand, behelligt zu werden, denn er ahnte, dass Italien für ihn die Verheissung bedeutete. Die Hinreise glich einer Flucht. Von Weimar ohne Rast bis Regensburg, von da nach München, immer rastlos weiter nach Innsbruck. Hier greift er ehrfurchtsvoll zum Hute und grüsst die Schneeberge, die Wächter seines gelobten Landes. „Es liess mir innerlich keine Ruhe" schreibt er am 8. September.

Nichts kann ihn mehr abhalten. Vom Brenner, da er rastet, winkt er den letzten Gruss der Heimat zu; dann geht es in rascher Fahrt hinab nach Trient, über den Gardasee nach Verona. Italienischer Boden! „Hier, wo ich schon lange einmal hätte sein sollen, manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden."

Was aber war es, das ihn nach Italien gezogen hatte? Alles, das Land, das Volk, die Ehrwürdigkeit der Stätte, und die Kunst: die Antike. Die schlichten, innigen Grabreliefs lösen ihm die ersten tiefen Eindrücke, die ersten weichen Empfindungen aus: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen, wie über einen Rosenhügel."

Seines Bleibens ist nirgends lang, selbst Venezia la sposa vermag keine Gewalt über ihn; Rom, Rom, das ist der Schlag seines Herzens, der Traum seiner Träume. Er zählt die Tage, bis er endlich am 27. September ante portas steht, ein glücklicherer Hannibal. Goethe in Rom! Goethe bei den Göttern, vor Apoll von Belvedere, der Juno Ludovisi, dem Zeus von Otricoli, im Pantheon — das sind Augenblicke, die sein Herz höher schlagen liessen, und noch einer, der kein Heide mehr war, Michelangelo und seine Fresken in der Sixtina. Das waren die Eindrücke, die ihm für das ganze Leben die grössten blieben.

Abgesehen von den kürzeren Reisen nach Neapel und Paestum, durch Sizilien — Rom war und blieb sein Element. „Wie soll ich den Ort verlassen, der für mich allein zum Paradies werden kann!"

Hier wollte sich der Dichter und Künstler ausleben. Hier sollten die Pläne des „Egmont", des „Tasso" und des „Faust" reifen. Hier wollte er seinem „Zeichentalentchen" die Festigkeit gewinnen. Aber unter den Eindrücken all des Gewaltigen schwand selbst dem Gewaltigen schnell der Glaube an eine Vollendung zum bildenden Künstler. Hier in Rom befreite er sich von dem langen Zweifel; er fühlte, dass er nicht zum bildenden Künstler geboren sei. Immerhin, die vielerlei Proben, die die Goethestätten an Zeichnungen aufzuweisen haben, sie zeigen uns einen Dilettanten, der weit über dem Durchschnitt gewöhnlichen Könnens steht. Goethe liess sich denn auch nicht durch die Erkenntnis abschrecken. Er mag es wohl gefühlt haben, dass seine Betätigung mit dem Stift auch sein Gutes hatte: Das Gewinnen eines tieferen, intensiveren Verständnisses für die Grösse der Kunstwerke. Aus dieser Erkenntnis heraus muss auch die Anlage einer Skizze, wie der hier mitgeteilten, an Bedeutung gewinnen, denn wir sehen darin, wie in allen vorhandenen Zeichnungen Goethes das Streben nach Grösse, nach Grosszügigkeit sich auszudrücken sucht.

Interessant auch mag ein Vergleich sein zwischen der im ersten Jahrgang (Heft 3) dieser Blätter wiedergegebenen Zeichnung und dieser Skizze sein. Entstammte jene, die inzwischen als authentisch aus Karlsbad 1810 erkannt wurde, der Zeit abgeklärter Reife, so diese der Zeit der Vollkraft und des Ringens. Ob sie einen bestimmten Aspekt darstellt, (nördlicher Gardasee?) liess sich bisher nicht feststellen, dürfte jedoch wohl als sicher anzunehmen sein, da Goethe viel und gern nach der Natur zeichnete, wie auch die in der letzten Mappe der Goethegesellschaft zu Weimar gesammelten Skizzen von der Schweizerreise beweisen. Auch an der Autorschaft Goethes dürfte kaum gezweifelt werden können; trotzdem Goethe nur in den allerwenigsten Fällen seine Zeichnungen signierte. Die Skizze entstammt dem Besitze eines Zeitgenossen Goethes, der sie als solche selbst bezeichnete, aus dem Besitze des Malers L. von Alvensleben.

Mit einem Wunsche lege ich die Feder nieder: Wir wachsen von Tag zu Tag in Goethe, und Goethe ist der Gegenstand vielseitigster Betrachtung von Seiten unserer Forscher geworden, mehr denn irgend ein anderer der grossen Männer. Welche Gemeinschaft wird uns die Monumental-Ausgabe von Goethes Werken bescheeren, nicht nur die Werke des Dichters, sondern die Werke des Dichters mit den Werken des Zeichners vereint, dass wir eine Ausgabe mit Illustrationen von des Dichters eigner Hand besitzen dürfen und uns losringen von den phantastischen und unerträglich illustrierten Klassikern. So aber wird in Museen, zumeist hinter Schloss und Riegel, oder, was noch schlimmer ist, in den Dunkelkammern von Mappen und Schränken verwahrt, was des Volkes ist. Welch erhöhten Genuss würde die italienische Reise bereiten, wenn wir sie allsommerlich zu Hand nehmen, und an der Hand der Skizzen und vollendeten Zeichnungen die Stätten im Geiste und der Führung Goethes selbst besuchen könnten. Möchten die Zeiten ein solches Monumentalwerk reifen.

An Herrn Pfarrer Bang

in

Goßfelden

bey Marburg

Sie müssen verzeihen guter Bang, daß ich nicht gleich auf Ihren freundlichsten Brief geantwortet habe, die Zeit läuft immer schneller zu [illegible] für ich.
Wenn Ihr Kind ein Mädchen ist, so geben Sie ihm zur Ehre Gottes den Namen Bettina Elisabetha Maria —
Ist es ein Knabe; so wage ich mir allerdings nicht ein sein Schicksal zu binden, denn geschworen ich bitt Ihr einen Kindie, mit dem Namen G. [illegible].
Schreiben Sie mir gleich so wie das Kind auf der Welt ist

Bettine

Christian hat ernst! meine ungewaschenen Wege führten nicht zum Beichtstand, und wendet sich nie

BETTINA VON ARNIM. 1785–1859.

„Liebe — Liebe Tochter! Nenne mich ins künftige mit dem mir so teuren Nahmen Mutter — und Du verdienst ihn so sehr, so gantz und gar — mein Sohn sey dein inniggeliebter Bruder — Dein Freund — der dich gewiss liebt und Stolz auf deine Freundschaft ist. Meine Schwieger Tochter hat mir geschrieben, wie sehr du Ihm gefallen hast — und dass du meine Liebe Bettina bist muss Du längst überzeugt seyn. Auf deine Herkunft freue ich mich gar gar sehr, da wollen wir eins zusammen Schwatzen — denn das ist eigendtlich meine Rolle, worinn ich Meister bin — aber Schreiben! so Tintenscheu ist nicht leicht jemand — darum verzeihe wenn ich nicht jeden Deiner mir so theuren Briefe beantworte zumahl da ich weiss, dass Nachrichten von meinem Sohn dir das angenehmste und liebste sind und ich von seinem jetzigen Thun und wircken so wenig weiss. — — —

13. Juni 1807."

Der Brief der Frau Rath an Bettina und der kurze der Bettina an den befreundeten Pfarrer Bang in Gossfelden bei Marburg, wie mögen sie wohl zusammenhängen? Äusserlich ist keine Spur zu entdecken — der Brief mag wohl auch erst nach dem Tode der geliebten „Mutter" geschrieben sein — aber dass sie beim Schreiben desselben der teuren Toten gedacht hat, das fühlen wir mit Sicherheit: Das zu erwartende Patenkind soll von ihr die Namen erhalten: Bettina Elisabetha Maria; ihren eignen Namen, der selbst aus Elisabetha entstand, und eng damit verbunden den Namen der teuren „Mutter", Elisabetha — spricht nicht aus diesen ihren Gedanken die grosse kindliche Liebe, die tiefe dankbare Erinnerung an die Wundergüte, die ihr, dem „Kinde" von der Mutter des grossen Sohnes zuteil geworden war? Und was erfreut besonders an dem kleinen Brieflein: eine herzinnige Kindlichkeit. Es ist wie ein Segen, der von ihm ausstrahlt — und wenn er auch mit einer schmerzlichen Resignation schliesst, die sich nicht erfüllte, denn der Freund Ihres Bruders Clemens, Achim von Arnim reichte ihr bald (1811) die Hand, — er gibt uns ein liebes Bild der jungen Bettina. —

Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 9

Ein Brief des Königs Stanislaus Leszczynskis.

▪▪▪▪▪▪▪

Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:

34.

Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.

Monsieur. Conformement à notre Convention je viens de tirer encore une Lettre de change sur Vous payable au 15 d'avril au Sr Peter Meunch banquier de francfort, qui m'en a payé ici la valeur. Je vous prie de l'accepter et de l'acquitter en son temps comme aussi d'estre asseuré que je suis parfaitement

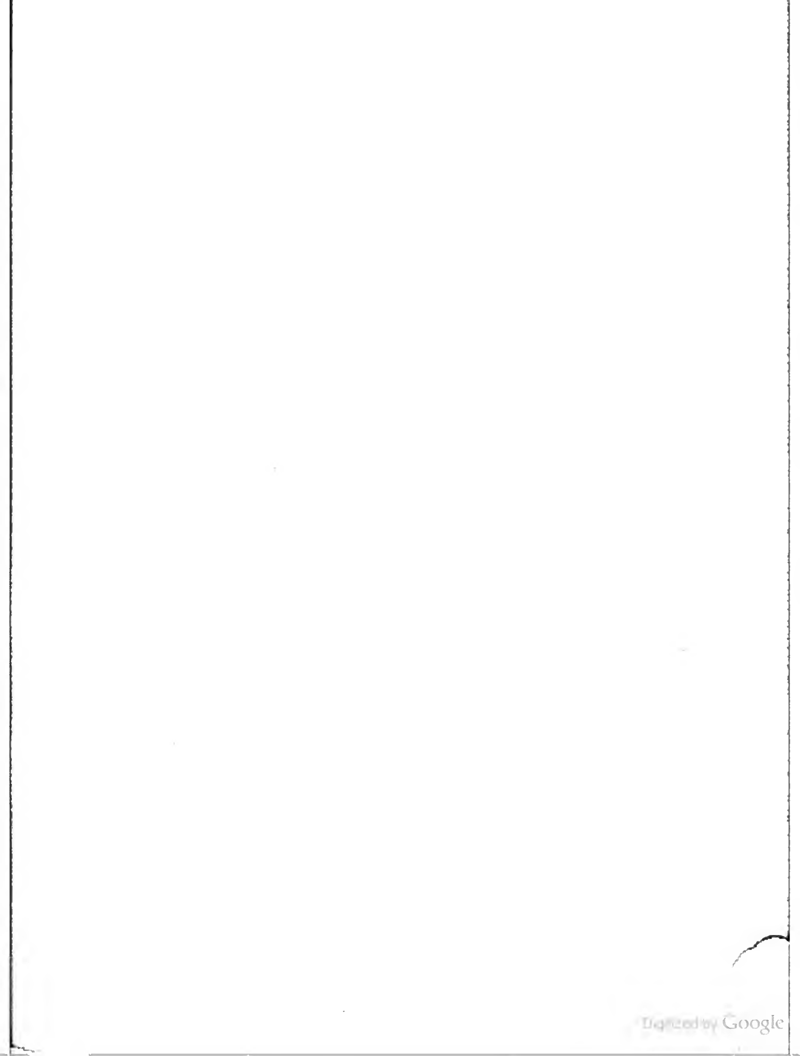
Monsieur Vôtre trés affectioné

Stanislas Rey

à Deuxponts
Le 22 de Janvier
1717.

STANISLAUS LESZCZYNSKI

Ein selten bewegtes Schicksal ist es, an das wir bei diesem Namen erinnert werden. Der Träger desselben in Lemberg als Spross einer alten Grafenfamilie am 20. Oktober 1677 geboren, wurde, kaum mündig, zum Wojwoden von Posen erhoben, und 1704 von der Warschauer Konföderation zum Schwedenkönig Carl XII. gesandt. Dieser hatte den Throninhaber Polens, den Kurfürsten August II. von Sachsen seines Thrones für verlustig erklärt, und bewirkte, dass Stanislaus vom Reichstag zu Warschau noch im selben Jahre 1704 zum König von Polen gewählt wurde. Im Frieden von Altranstädt 1706 musste August, nachdem Stanislaus bereits im Oktober des Vorjahres gekrönt worden war, offiziell der Krone Polens entsagen. Jedoch, das Regiment des neuen Fürsten währte nicht lange; die unglücklich verlaufene Schlacht bei Poltawa 1709 zwang ihn zur Flucht nach Schweden. Er erklärte sich bereit, um den Frieden herbeizuführen, auf die polnische Krone Verzicht zu leisten. Um Carls Zustimmung zu erlangen, reiste er nach der Türkei, wo sich der Schwedenkönig gerade befand, wurde aber in der Moldau verhaftet, nach Bendér gebracht, wo er bis zum Jahre 1714 gefangen gehalten wurde. Nach seiner Freilassung und Rückkehr überliess ihm Carl das Herzogtum Zweibrücken — woher auch der hier mitgeteilte Brief datiert — als Herrschaft. Doch auch hier sollte er nicht allzulange bleiben. Nach Carls vor Friedrichshall erfolgter Ermordung wies ihm der französische Hof Weissenburg als Aufenthaltsort an. Seinen Irrfahrten war hier vorläufig Einhalt getan, bis in Polen beim Tode Augusts II. im Jahre 1733 Parteispaltungen eintraten. Er folgte einem Rufe nach Polen, und wurde auf Betreiben des französischen Hofes zum zweiten Male zum König ausgerufen. Wiederum war die Herrlichkeit von kurzer Dauer. In dem bald darauf ausbrechenden polnischen Thronfolgekrieg behielt das sächsische Haus, von Österreich und Russland unterstützt, die Obergewalt, und in den Wiener Friedenspräliminarien musste Stanislaus der polnischen Krone definitiv entsagen, doch wurde ihm auf Lebenszeit der Titel eines Königs von Polen belassen. In den ihm zugewiesenen Residenzen Luneville und Nancy lebte er fortan literarischen Interessen, ohne nochmals in die politischen Ereignisse der Folgezeit einzugreifen. Die Frucht der letzten dreissig Jahre seines Lebens — er starb fast 90jährig im Jahre 1766 — war das vierbändige Werk „Oeuvres du philosophe bienfaisant", ein Werk philosophischen, moralischen und politischen Inhaltes, das 1765 in Paris erschien, und von dem fast 100 Jahre später, 1850 eine Neuausgabe erfolgte.



Im

Spiegel der Handschrift

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908.

Herausgeber: Carl Fr. Schulz-Euler.

Lieferung 10

Ein Brief und ein Gedicht von Hans Christian Andersen.



Dies Exemplar trägt die Subskriptionsnummer:



34.

Erschienen bei Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt am Main.

1908.

Bregentved 28 December 1846.

Mein lieber, theurer Freund!

Jeden Tag, jede Stunde beinahe, habe ich in den letzten Tagen daran gedacht an Sie zu schreiben, und doch erst jetzt kommt der Brief. Ich wollte als Beilage zu meinem Dank für die Abhandlung, die ersten Bände mit meiner Biographie mit schicken; der Buchhändler in Leipzig hatte mir es versprochen, daß ich vor Weinachten Exemplare von der Gesammelt-Ausgabe meiner Schriften haben sollte; immer wartete ich darauf, aber noch sind keine da, und Weinachtsabend ist schon vorüber. Sie wissen daß Brockhaus, Härtel und Lorck, kamen mir alle freundlich entgegen, alle drei wollten Verleger sein für meine Schriften, ich wählte den Landsmann Lorck, und leider, Lorck hat Bankerott gemacht, doch die Gesammelt-Ausgabe geht nicht zurück, kommt aber etwas verspätet heraus. Ich wußte es schon vor acht Tagen, aber dann ging ich auf das Land, nach Bregentved, wo ich die letzten Jahren die Weinachts-Tage bei dem Exzellenz Graf M. Moltke verweilte. Tannenbäume, Ball, Jagd, Comödie, gehen in einander, die Stunden gehen wie Minutten, erst heute habe ich Ruhe, erst heute kann ich mit Ihnen, mein lieber, theurer sprechen. Wie herzlich und gut sind Sie mir gewesen! ich erinnere

mit aufrichtiger Freude Ihre Theilnahme für mich, wie herzlich
ich empfangen wurde, jedes unserer Gespräch; bleiben Sie mir
immer der wohlwollende! Ich hoffe wir sehen uns noch einmal im
Leben. Sie haben mich durch Ihr Herz aufgefaßt, jede Zeile in
der Abhandlung über mich ist Zeichen davon. „Wie wahr! wie
richtig!“ riefen, beim Lesen, mehrere von meinen hiesigen
Freunden. Und eben in Dänemark, durch Ihr: „Neapel und
die Neapolitaner“, hat Ihr Urtheil einen hohen Werth. Der
Schriftsteller meinen Dank, der Freund meine Liebe! —

So bald wie möglich schicke ich die ersten Bände
der Gesammt-Ausgabe, mit der Selbstbiographie, und im
Sommer kommt [illegible], ich bin fleißig gewesen, bei-
=nahe zweiter Band ist beendigt, der kommt in
Deutsch, Englisch und Dänisch, gleichzeitig heraus. Aus England
habe ich die erfreulichsten Nachrichten, meine Schriften
werden noch mehr, als selbst in Deutschland, mit Liebe auf-
genommen, die neuen Ausgaben der Mährchen und des
Dichters Bazar, sind prachtvoll, feines Papier, schöner
Einband, mein Bild vorn, und Alles so reich und schön.
Ich bin nach London eingeladen, man hat mir den herz-
=lichsten Empfang versprochen, und jetzt lerne ich auch
Englisch, denn es ist meine Absicht, künftigen Sommer
nach London zu gehen. Ich glaube es wird mit dem rei-
=chen Buchhändler Bentley, der mir einen außerordentlich
schönen und schmeichelhaften Brief geschrieben hat,
arrangirt, daß eine englische Gesammt-Ausgabe meiner
Schriften heraus kommt, wo von ich auch ein Vortheil
haben kann, am wenigsten einen solchen, daß ich für das

Zimmer eine Londoner-Reise machen kann. Ein Glückstern
steht über mir und meinen Schriften, ich fühle es tief und
innig, darum liebe ich auch mehr und mehr die Welt und die
Menschen: Liebe und Fidelität kann man wohl sagen; ich
weiss nicht mit Recht oder Unrecht, aber das Gefühl ist kein
schlechtes, das erhebt mich zu Gott, mein Erster, mein Für-
=sorger und Beschützer. Grüssen Sie innig und herzlich die gnädige
Frau und die Kinder; namentlich das kleine Engelgeschöpfchen,
mein lieber Freund. Ich schrieb einmal ein Märchen, mit
solchen hübschen Persönchen wie er, und schickte am [illegible] Tage
Sie [illegible], dass der [illegible] Soldat, der kleine [illegible] hat
mir ja ein [illegible]-[illegible] gegeben, lebt und glänzt in Farben
wie immer, und steht auf meinem Schreibtisch
mit mehreren beliebten Spielsachen.

Nächsten bin ich in Copenhagen, wo [illegible]
hören Sie noch einmal, wenn die Biographie aus Leipzig
kommt. Grüssen Sie auch den [illegible] Hofrath von [illegible],
[illegible], Mosenthal, [illegible] etc. — Dieser Brief ist
nur für Sie, Ihren Freund und ihre liebenswürdigen
Kinder; kann ich nicht deutsch schreiben, aber so
viel, hoffe ich, fühlen Sie doch heraus, dass ich Sie auf das
Innigste liebe und schätze.

Ihr innigst ergebener
H. C. Andersen

Das sterbende Kind

(nach H. C. Andersen)

Mutter, ich bin müde und ich sehne
Mich zu schlafen an dem Herzen dir.
Heiß auf mein Gesicht fällt deine Thräne
Weine länger nicht, versprich es mir,
Hier ist's kalt und draußen Stürme wehen,
Doch im Traum ist Alles licht und klar
Engelskindlein hab' ich dort gesehen
Immer, wenn mein Aug' geschlossen war.

Horch Musik! von fern klingt es leise;
Ach! zu meiner Seite steht ein Knab'!
Flügel hat er, Mutter, schön, so weiße,
Die gewiß der liebe Gott ihm gab.
Grün und roth und golden seh' ich's schweben;
(Blumen streuen sie mit den Händen fein;)
Sag, bekomm' ich Flügel auch im Leben,
Oder muß ich erst gestorben sein? –

Warum hältst du mein Hand so bange,
drückst den Mund so fest auf mein Gesicht?
Naß, doch feuerheiß ist deine Wange,
Mutter, ich bin dein und laß dich nicht.
O laß deine Thränen nicht mehr fließen,
Weinst du länger, weinen muß auch ich.
Bin so müd; mein Auge will sich schließen
Mutter, sieh' nun küßt der Engel mich!

L. A. Meyer

HANS CHRISTIAN ANDERSEN

Andersens Märchen! Ists nicht wie ein Glück aus Kindertagen? Wer erinnert sich nicht der Stunden, da wir der Mutter lauschten, die da aus dem Märchenschatz las und wieder las, und gar das oftmals Vorgelesene aus dem Gedächtnis nacherzählte — und doch so gut nacherzählen, wie der Dichter geschrieben, mit solch innigen, herzlichen Worten, hat keine Mutter gekonnt — eine vielleicht, die hätte es vermocht, und die hätte es mit herzlicher Freude getan, aber die war nicht mehr bei uns: Frau Aja, die berühmte Märchenerzählerin . . . . Und noch summt uns oft ein seltsam Lied durch die Seele, wenn wir so manchen Namen wieder hören, der neben Vater und Mutter der erste war, ein Schlüssel zum Tor der grossen Welt der Kinder . . . . Und heute erzählt uns der tote Dichter noch ein neues Märchen, in diesem Brief; mit schlichten, kindlichen Worten spricht er von den grossen und kleinen Ereignissen seines Lebens, mit einer Innigkeit, die uns wieder zu den jugendlichen Lauschern macht, die wir einmal waren. Ists nicht, als ob er mitten unter uns sässe, und selbst spräche von dem kleinen Engelsgesichtchen, dem kleinen dicken Buben, und dem kleinen Erik, der ihm zur Bewachung einen kleinen buntbemalten Bleisoldaten mitgab, der nun als stete Erinnerung auf seinem Schreibtisch stehe . . . Ja, er hat sich das schönste Denkmal gesetzt, das sich ein Dichter setzen kann: in dem reinen Herzen der Kindesseele . . . .

Aber auch in unseren Herzen, die wir die Kindheit im Äusseren abgestreift, lebt er, als der liebenswürdige Freund und Poet fort, und es ist uns immer wieder eine rechte Feierstunde, wenn wir uns in seinen farbenglühenden „Improvisator" versenken, oder die schlichte Geschichte seiner Jugend lesen, die er uns in „Nur ein Geiger" bescheert hat. Es ist ja kein recht fröhliches Buch, aber ein Buch der Liebe, der Herzinnigkeit, und was er darin erzählt, geht uns zu Herzen. Und wir wissen, dass er, der früh verwaiste Sohn eines armen Schuhmachers, als Schüler der Tanz- und Singschule in Kopenhagen der Liebling seines Königs wird, wie er in die Schule kommt, und durch seine kindliche Innigkeit die Herzen Aller gewinnt und ihm durch seine tiefempfundenen Gedichte alle zugetan werden, die ihm lauschen. Manch eines dieser Jugendgedichte ist auch uns bescheert worden, aber das schönste ist das, was ich in der Originalhandschrift des Dichters und der Übersetzung des Schriftstellers K. A. Mayer (nicht Meyer, wie Andersen schreibt!) beigeben kann: „Das sterbende Kind" [det döende Barn]. Es erscheint in der trefflichen Übersetzung des leider nur noch wenig bekannten Oldenburger Schriftstellers wie ein rechtes, trostreiches Gebet, und mit solch feinem Verständnis ist es übertragen, dass man wohl meinen möchte, der Übersetzer müsse auch sonst wohl ein feinsinniger Poet gewesen sein — — er war es auch; in seinen nach dem Tode für die Familie und Freunde gesammelten Gedichten finden wir manch liebes Lied, und plötzlich redet zu uns ein alter unbekannter Bekannter: der Dichter des viel rezitierten — fälschlich oft Goethes Marianne von Willemer zugeschriebenen reizenden Gedichtes „Spatz und Spätzin" — — — und dieser Dichter ist auch der Freund und Adressat des Märchenbriefes . . .

Andersen's Leben begann traurig, aber die Jugend war für ihn die ernste Schule, daraus er stark hervorging. Schon ein bekannter Poet bezog er die Universität als 23jähriger im Jahre 1828. Nicht lange nachher war er eine Persönlichkeit, die nicht nur in seiner dänischen Heimat, sondern auch vor Allem in England und Deutschland liebreich verehrt wurde Auf seinen Reisen, die ihn mehrmals nach Rom und weiter, nach Afrika und Kleinasien führten, fand er tiefe Anregung zu dichterischem Schaffen: Manches seiner Märchenkleinodien mit dem ungezwungenen Humor ist da entstanden, und sein „Bilderbuch ohne Bilder", das so grossen Beifall erntete Gross ist die Zahl seiner Werke; in viele Sprachen sind sie übersetzt worden, und der Dichter, der das Deutsche gut beherrschte, hat selbst eine 50händige deutsche Ausgabe (1847—72) herausgegeben. Wie beliebt seine Schriften waren, erzählt er in schlichter, kindlicher Art in dem hier wiedergegebenen Briefe selbst . . .

Leider war ihm für all das Gute, das er der Welt gegeben, ein ungetrübter Lebensabend nicht beschieden, wie er ihm gegönnt worden wäre. Nach dreijährigem schwerem Leiden nahm der Allererlöser ihn am 4. August 1875 von dieser Welt, die er geliebt wie ein Kind, hinweg . . .

Aber er lebt in seinen Werken, und in der Seele unserer Kinder ewig fort . . .

Dieſer letzten Lieferung des zweiten Jahrganges liegt ein vollſtändiger, illuſtrierter Verlagskatalog bei. Der Verlag bittet höfl. denſelben aufbewahren und bei der kommenden Weihnachtszeit gütigſt berückſichtigen zu wollen, da er ſicherlich auch einen Weg zu guten Büchern zeigt.

Die hier ferner beiliegende Karte bitte ich baldigſt ausgefüllt an mich abſenden zu wollen. Für die Bekanntgabe diesbezüglich intereſſierter Adreſſen bin ich ſtets dankbar.

Carl Fr. Schulz, Verlag.

Frankfurt a. M.


Princeton University Library
32101 063890717

